

Das neue Schuljahr hatte begonnen, zunächst vor ein paar Tagen, dann vor ein paar Wochen. Spätsommerliche Trägheit focht aussichtslose Kämpfe mit Stundenplänen und Schularbeitsterminen und bald war es so, als hätte es die Ferien nie gegeben. Was sich in den neun Wochen verändert hatte, Körperproportionen, Stimmen, Schulinventar, schien nie anders gewesen zu sein, wurde vertraut wie die Verzweiflung des fetten Thomas am Reck, der Mundgeruch des Hauswarts, das Schrillen der Pausenglocke. Für Norbert wollte sich bloß eines nicht in diese Routine einfügen: Lorenz, der Neue, ging nach Unterrichtsschluss nicht mit ihnen in den Käfig, um dort zu kicken.

An den ersten Tagen, als sie ihn jedes Mal aufs Neue fragten, sagte er weder: ‚Ich mach mir eigentlich nichts aus Fußball‘, noch: ‚Meine Eltern erlauben es nicht‘, sondern schlicht, leise, zwar durchaus bedauernd, aber keineswegs so, als schäme er sich dafür: „Ich kann nicht.“ Er sagte das, den Kopf zur Seite geneigt, mit zwischen blonden Haarsträhnen hervorlugenden, zusammengekniffenen Augen, die Mundwinkel zuckten, und für Norbert war nicht auszumachen, ob Lorenz wimmern oder grinsen wollte. Die anderen hingegen hielten dessen Mimik für spöttisch. „Der meint, er braucht sich nicht mit uns abzugeben“, keiften sie, oder „Der ist ein Streber“. Dass Lorenz nicht mitkommen wollte, weil er eine Null im Kicken war, behauptete niemand; im Sportunterricht schoss er mehr Tore, als irgendein anderer. Keiner wagte es, ihn zur Rede zu stellen, sich gar mit ihm anzulegen, er war größer und muskulöser als sie alle und in der Umkleide hatten sie feststellen müssen, dass er mindestens gleich gut bestückt war wie Lukas, der seit einiger Zeit in dieser Hinsicht Führende.

Was er selbst von Lorenz halten sollte, war Norbert anfangs unklar, es schien jedenfalls nichts Schlechtes zu sein. Er fand es sogar schade,

dass der Neue den Käfig boykottierte, was kühl betrachtet widersinnig war, profitierte sein eigenes Prestige davon doch am meisten: Seit der ersten Klasse Volksschule war er der jeweils beste Kicker seines Jahrgangs gewesen, eine Position, die ihm der Neue nun eindeutig streitig machte. Allerdings kümmerte Norbert derlei wenig. Dass er relativ gute Noten bekam, ohne viel zu lernen, dass er in die Nachwuchsmannschaft des Fußballvereins aufgenommen worden war, ohne übermäßig viel zu trainieren; dass Mädchen für ihn schwärmten, obwohl er sich vor ihnen nicht das T-Shirt auszog wie andere Burschen, ihnen nicht ständig schmeichelte, ja nicht einmal zotige Phrasen drosch – solche Dinge passierten. Erst vor wenigen Wochen, noch in den Ferien, hatte Melanie Schörkhuber ihn hinter die Büsche nahe des Käfigs gelockt, ihm ihre bereits ziemlich großen Brüste gezeigt, gesagt, er dürfe sie anfassen. Das fühlte sich schon gut an. Trotzdem kamen ihm später, als er den anderen bis ins kleinste Detail darüber berichten musste, deren weit aufgerissenen Augen und lechzenden Münder albern vor. Klar war er hinter den Büschen erregt gewesen, klar würde er sich zuhause einen runterholen; aber mehr war da nicht. Dinge passierten.

„Sag mal: Warum kommst du *nie* mit in den Käfig?“

Es war der erste Tag in diesem Herbst, an dem er in der Früh eine Weste angezogen hatte. Der Nachmittag war wieder sommerwarm, weshalb Norbert sie im Schulspint ließ. Auf der Straße, zu spät wie meist, wurde ihm bewusst, dass dies seine Mutter zu einem Radau veranlassen könnte, doch dort vorne war Lorenz, er musste ihn einholen.

„Sag mal: Warum kommst *du* nie mit in den Käfig?“ So würde er beginnen, sagte er sich, von hinten auf Lorenz zusteuern, und dann würde ihm der Neue die Wahrheit erzählen. Fast alles in seinem

Leben passierte ohne Vorstellung, ohne Ahnung, wie ein Blitzschlag, aber vergangene Nacht hatte er, zum ersten Mal wie er glaubte, einen Entschluss gefasst. Er war stundenlang wach gelegen, hatte Ruperts Gebrüll und das Flennen seiner Mutter ignoriert, über Lorenz nachgedacht; über dessen zusammengekniffenen Augen und zuckenden Mundwinkel, über jenes ‚Ich kann nicht‘. Er hatte, gleichzeitig mit dem vertrauten Klang von klirrendem Geschirr hinter der Zimmertür, erkannt, was mit Lorenz los war, dass der Neue Hilfe benötigte; *seine* Hilfe. Und es war diese Klarsicht, die er sich nun zu vergegenwärtigen suchte, während er Lorenz an die Schulter fasste und dieser sich umdrehte, Norbert die Hand erschrocken zurückzog, als hätte er eine heiße Herdplatte berührt. Lorenz wischte sich Haarsträhnen aus dem Gesicht, hatte die Augenbrauen hochgezogen, ebenso die Oberlippe. Strahlend weiße Zähne blitzten Norbert entgegen.

„Sag mal: *Warum* ...“

„Ach du bist es!“ Lorenz neigte den Kopf zur Seite, Haare fielen ihm über die Stirn, er kniff die Augen zusammen, seine Mundwinkel zuckten; dann lächelte er. Ein freundliches, makellooses Lächeln.

„Heute kein Käfig?“

„Doch, die anderen sind ... Ich geh‘ gleich nach.“

„Alles klar.“

Sie sahen einander schweigend an. Norbert wusste nicht, wie er selbst dreinschaute, ob kalt, warm, ratlos, souverän. Lorenz seufzte. Auf einmal saß ein Schmetterling auf seiner Schulter. „Mann, wenn wir schon unter uns sind“, sagte der Neue, der davon nichts bemerkte, „ist echt schade, dass ich nie mit euch mitkommen kann. Was Kicken betrifft, bin ich eigentlich voll der Süchtler, aber ...“

„Ja?“

„Hm. Dir kann ich's sagen. Es ist nämlich so: Dort, wo wir bis zum Sommer gewohnt haben, ist ein Mädchen, meine Freundin halt. Die kommt mich in ein paar Wochen besuchen ...“

Während Lorenz redete, ihm die Wahrheit erzählte, behielt Norbert den Schmetterling im Blick, bis er glaubte, das Insekt würde sprechen. Er hätte wegrennen wollen, aber der Schmetterling wäre dadurch aufgeschreckt worden, womöglich wäre eine Katastrophe passiert. Felsenstarr wartete er ab, bis die Wahrheit sich ganz offenbart hatte, bis es ohne Zweifel wieder Lorenz war, der sprach.

„... hier, schau mal, meine Finger! Die Hornhaut darauf, das ist irre! Jetzt weißt du's. Sorry, das ich dich derart zu texte, du könntest ja längst im Käfig sein. Mann, wie ich dich beneide! Bis bald!“

Lorenz ging, aber Norbert sah nicht ihm nach, sondern dem Schmetterling, bis dieser am Himmel verschwunden war.

In der Besenkammer gab es eine Gitarre und diese Gitarre war für Norberts Mutter ein Heiligtum. Das Instrument auch nur anzufassen war ihm verboten, von klein auf war ihm das eingepflichtet worden. Wenn er sich zwickte, würde er Krebs bekommen; wenn er Rotz hinaufzog, würde sein Gehirn verkleben; wenn er die Gitarre berührte, würde die Mutter ihn bestrafen. Egal was er machte, irgendetwas würde passieren. Selbst wenn er nichts machte, Dinge passierten.

Nach dem Gespräch mit Lorenz ging er vier Tage lang nicht in den Käfig. Er schlurfte stattdessen heim, setzte sich an den Schreibtisch, zeichnete; Kixi-kraxi, wie er als kleines Kind dazu gesagt hätte. Am Abend war sein Zimmerboden übersät mit Blättern voller schwarzer und roter Striche, Spiralen und Wellen. Ehe er schlafen ging, sammelte er die Blätter ein und zerriss sie.

Am vierten Tag stand er nach wenigen Minuten vom Schreibtisch auf. Er versperrte die Wohnungstür, legte sogar die Kette vor, mit

Ausnahme vom Schlafzimmer der Mutter ließ er in jedem Zimmer die Jalousien der Fenster herunter. Dann zog er sich aus.

Die Besenkammer maß knapp zwei Quadratmeter. Links und rechts waren Stellagen montiert, vollgeräumt mit Klopapierrollen, Blumentöpfen, Werkzeug; eine Schachtel mit Christbaumschmuck, Weinflaschen. Am Boden standen eine Bierkiste, ein Staubsauger, ein Kübel; darin befanden sich Besen sowie Wischmopp, deren Stiele waren an die Stellagen gelehnt. In die Wand gegenüber der Tür waren zwei Haken montiert worden, auf dem unteren hing ein Teppichklopper, auf dem oberen die Gitarre. Norbert kniete sich nieder, warf den Kopf in den Nacken, streckte beide Arme empor. Was hatte er mit fünf, mit zehn Jahren über dieses Ding gedacht? Er wollte sich erinnern, zitterte, holte Luft, blies sie aus. Vielleicht brachte das die Saiten zum Vibrieren, so leise, dass er es nicht hören konnte, dass es nicht einmal seine Mutter hören konnte. Verschwommen sah er die Gitarre an einem anderen Ort, im Wohnzimmer vielleicht, auf der Couch liegend. Ein Wunschbild, klar, da war nichts, war nie etwas gewesen, konnte nichts sein. Er ließ die Arme sinken, befahl seinen Blick vom Hals der Gitarre abwärts, über ihr Loch, über ihren Korpus, den Teppichklopper. Er drehte den Kopf nach links, eine Flasche Grüner Veltliner, er drehte den Kopf nach rechts, ein Hammer; er ließ den Kopf hängen, sein halbsteifes Glied. „Ich könnte meine Mutter töten“, flüsterte er und zwickte sich in den linken Unterarm. „Ich könnte Rupert töten“, flüsterte er und zog Rotz hoch.

Später lag er lange wach, wie in den Nächten zuvor. Aus angstnasser Finsternis sehnte er einmal mehr einen gesichts- und namenlosen Vater herbei, mit dem er in eine andere Stadt gezogen wäre. Wie Lorenz hätte er ein Mädchen zurücklassen müssen, wie Lorenz könnte er ihren Besuch kaum erwarten. Er würde ihr dann sagen wollen, wie Lorenz, dass es für ihn niemals eine andere geben werde,

dass er sich nichts Schöneres vorstellen könne, als mit vom Küssen wunden Lippen neben ihr in einem Herbstfeld zu liegen, ihre weiche Haut zu streicheln, sich von ihrem pfirsichduftenden Haar die Nase kitzeln zu lassen. Wie soll er ihr das klarmachen? Er möchte nichts Banales sagen, keine Floskeln oder Platitüden. Er möchte etwas sagen oder machen, was sie richtig überwältigt. Sein Vater will ihm helfen. Einen Song? Von dem ich weiß, er haut sie um? Klar kenn ich ihr Lieblingslied! Ist uralt, von *Guns N' Roses*, es heißt *November Rain*. Auf der Gitarre? Ich kann ja nicht Gitarre spielen. Du bringst es mir bei? Diesen einen Song? Echt? Und wie ich üben werde! Ich werde jeden Tag üben! Auch wenn wieder Schule ist, versprochen! Kein Skaten, kein Kicken! Fangen wir gleich an!

Sturmläuten toste durch Norberts Dämmer Schlaf, sein Name wurde gerufen. Er zog sich die Decke über den Kopf, plötzlich riss er die Augen auf. Er stürzte aus dem Bett, raus ins Vorzimmer, das Tönen der Glocke klang wie eine ausgehungerte Hundemeute. Die Wohnungstür war einen Spaltbreit offen. Das Kläffen seiner Mutter – „Dummkopf!“, jenes Ruperts – „Das hat der Kerl absichtlich gemacht“. Norbert blickte zur Besenkammertür, während er die Vorhängekette löste. Stumm ließ er alles über sich ergehen.

Eigentlich interessierte ihn der Flohmarkt nicht. Erst recht nicht dieses Buch, das er achtlos, mieser Zufall, aus Dutzenden herausgefischt hatte. Er wollte Melanie Schörkhuber aus dem Weg gehen, deshalb hing er jetzt an genau diesem Fleck des Universums fest. Sie lauerte ein paar Stände weiter, er musste an ihr vorbei, wollte er vor dem Läuten zurück in die Klasse. Sie würde vulgäre Handbewegungen machen, gar etwas Eindeutiges sagen; dass jenes Sommerangebot hinter den Büschen ebenso für den Herbst gelte, etwa.

„Das Mädchel steht wohl auf dich. Glotzt die ganze Zeit zu dir her.“

Er blieb gefasst, als Lorenz neben ihm auftauchte.

„Die? Ach ja. Will mich vögeln.“

„Und du?“

„Kein Bedarf.“

„Glückspilz. Darf ich dich was anderes fragen?“

„Nur zu.“

„Bist du irgendwie sauer auf mich?“

„Sauer?“

„Schon klar, wir kennen uns nicht gut. Aber irgendwas ist. Seit ein paar Tagen gehst du mir aus dem Weg oder lieg' ich falsch?“

„So ist es.“

„Was?“

„Du liegst falsch.“

Rechts Melanie, links Lorenz. Norbert hätte eine *Desert Eagle* benötigt, um würdevoll aus der Situation rauszukommen. Er wandte sich an das Mädchen hinter dem Büchertisch. „Sag mal – was verlangst du für dieses ... *Gitarre für Anfänger?*“

„Wie viel willst du denn geben?“

„Das hängt davon ab, wie ich zahlen darf. Hast du einen Freund?“

Lorenz pfiiff, wie man über jemanden pfiiff, dessen Unverschämtheit Respekt verdiente. Die Augen des Mädchens schienen aus den Höhlen zu treten. Norbert knallte das Buch auf den Tisch, rannte quer durch die Aula zum Ausgang.

Er wartete auf Lorenz beim Käfig. Er wusste, dass dieser ihm nachkommen, seinetwegen den Unterricht schwänzen würde. Der Neue war so richtig, er selbst war so falsch.

„Kein Bedarf, wie?“ Lorenz hielt ihm das Gitarre-Lehrbuch hin. „Du schuldest mir drei Euro. Und ich glaub', die mag dich nicht mehr.“

Sie hockten nebeneinander an das Gitter des Käfigs gelehnt. Nach ein paar Minuten fragte Lorenz, ob das nicht eine dieser Situationen

sei, in denen man rauchen müsse. Norbert zog eine Packung *Smart* aus der Hosentasche.

„Interessiert, weshalb ich das Buch haben wollte?“, fragte er.

Lorenz nahm eine Zigarette, zündete sie an, kniff die Augen zusammen: „Klar.“

Auch Norbert zündete sich eine an. Rauch kräuselte sich in seinem Blickfeld. Er bekam eine Gänsehaut. „Wegen meinem Papa.“ Das letzte Wort schnellte wie eine Flipperkugel durch seinen Körper, erzeugte überall Resonanzen, jede einzelne seiner Zellen schrie: *Papa!* Einen Augenblick später war alles wieder ruhig. „Der wollte immer, dass ich Gitarre spiele, so wie er. Hat mich nie interessiert. Jetzt will ich's lernen, für ihn. Er kommt zu Weihnachten heim, ich möchte ihn überraschen.“

„Wo ist er denn?“, fragte Lorenz.

„Treibt sich gerade im Hindukusch herum. Ist Reisejournalist. Voll der Hammer. Schreibt mir die ärgsten Mails. Na ja, oft geht das gar nicht, dann schickt er Briefe. Im letzten ging es um diesen Typen in Kabul. Hat zwanzig Frauen, steigt jede Nacht über alle zwanzig drüber. Zieht sich nach jeder einzelnen einen Joint rein. Hat er zumindest behauptet. Mein Papa hat zu ihm gesagt, zeig's mir, ich mach eine Story darüber. Der Afghane ist allerdings krepirt, schon beim zweiten Ofen. Da war der Teufel los, kannst dir denken. Mein Papa hat's gerade noch in die Botschaft von Kuba geschafft.“

Nichts war zu hören, bis auf Rauchgeräusche. Schließlich sagte Lorenz: „Ich glaube, Kuba hat gar keine Botschaft in Kabul.“

„Ich hab' ja auch keinen Papa.“

Lorenz nickte, Norbert formte Rauchringe. „Kannst du eigentlich schon dieses Lied für deine Freundin spielen?“, fragte er.



Seit Norbert zu seinem letzten Geburtstag von Rupert einen Butterfly bekommen hatte, den er in der Schule gegen DVDs eintauschte, weswegen Rupert ihm den rechten Arm brach – Skateboardunfall, wie er im Spital sagen musste, während seine Mutter apathisch neben ihm stand – hatte er niemanden mehr mit nach Hause gebracht.

Manchmal hatte er es sich vorgestellt, mit dem einen oder anderen Kumpel, eine Phantasie war nicht gefährlich, sie würde niemals enttäuscht werden.

Es war dann auch nicht Enttäuschung, mit der er dem Blick Lorenz folgte, sondern Gleichgültigkeit: das ausgebleichene Zidane-Poster an der Wand, der Schreibtisch mit dem Stapel Papier darauf, das noch mit Stofftieren drapierte Bett, das Nachtkästchen, auf dem der Schultatlas sowie eine Packung Taschentücher lagen. Nichts davon hatte Bedeutung.

„Wo ist die Gitarre?“

Kurz darauf nahm Lorenz das Instrument vom Haken in der Besenkammer. Norbert sagte nicht, weshalb er es nicht selbst machte; weshalb er es nicht einmal mit ansehen konnte, sondern zur Wohnungstür starrte, von der Rupert das Vorhängeschloss abmontiert hatte.

Wenig später saßen sie nebeneinander auf dem Bett. Lorenz drehte an den Wirbeln der Gitarre, Norbert zündete sich zum ersten Mal in seinem Zimmer eine Zigarette an. Er zog an ihr kein zweites Mal. Er schloss die Augen, hörte Lorenz zu. Den Song hatte er sich zwar auf Youtube angehört, aber erst jetzt, ohne Synthesizer, Keyboards, Drums und Verstärker, ohne jenes gequälte Timbre des *Guns N' Roses*-Sängers, nahm er ihn wirklich wahr, der Stimme Lorenz wegen, bereits männlich, trotzdem ungebrochen, und wegen des Klangs der Gitarre, *November Rain*, metallisch, warm, zärtlich wie die weißen, weichen Flügel eines riesigen Vogels, die Norbert von hinten

umfassten, seine Haut liebkosten, ihn streichelten, die Schwingungen der Musik decodierten, in einen klaren Gedanken übersetzten, klarer, als je einer gewesen war: „*When I look into your eyes, I can see a love restrained ...*“ Lorenz war sein Freund. Er öffnete die Augen, sah durch winzig kleine Regentropfen hindurch auf die zwischen seinen Fingern klemmende Zigarette, auf den am Filter hängenden Ascheschaft. Wie graues Moos, dachte er noch, ehe dieser abbrach. Da wusste er schon, dass sie im Zimmer stand, dass der Regen aufgehört hatte, die Sonne war aufgegangen. Aber erst, als die Musik aus war, seine Mutter Lorenz das Instrument aus der Hand riss, als sie die Gitarre an die Wand schleuderte, Lorenz verjagte, als ihre Schläge auf ihn niederprasselten und er in die Hose machte, so heftig, dass es ihm an den Beinen hinunterrann, folgerte Norbert irgendwann, dass die Asche zu Boden gefallen sein musste, weil die Tür aufgegangen war.

Zuerst war er alleine im Bett gelegen. Jetzt schmiegt sich ihre Schenkel in seine Kniekehlen, klebte ihre Schoß an seinem Hintern, drückte ihr Ellbogen in seine Rippen, stemmte sich ihre Hand gegen seinen Brustkorb. Er lauschte ihrer lächerlichen, tränenerstickten, weingespülten Stimme. Sie habe niemanden mehr außer ihm, er müsse ihr verzeihen, er sei ihr ein und alles.

Kalt, beschämt, wie etwas in einer völlig anderen Zeit Gedachtes, das mittlerweile jeden Sinn verloren hatte, sagte er, „Du verdienst einen besseren Mann“ und „Solche Dinge passieren“. Aber sie tat ihm nicht leid. Er selbst tat sich nicht leid. Vielleicht tat ihm Lorenz leid, weil der Dreck seiner Existenz auf ewig an dessen Liebeslied haften würde. Und bestimmt tat ihm der Vogel leid, ebenso die Gitarre, beide lagen sie tot am Boden, gebrochener Flügel, gebrochener Hals, das Aschehäufchen, der Zigarettenstummel zwischen ihnen.

Paul Auer

Erschienen in der Anthologie „übergrenzen“, Septime 2015